

(Nachdruck verboten.)

73]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Mit einem Male war Fernande das Geständnis in die Kehle gestiegen. Ihm das in sein Bullboggengesicht schleudern, ihm zuschreien, daß sie ihn nie geliebt hatte, daß sie die Geliebte eines andern war! Das war der Dolchstoß, der sein Lachen ertöten würde. Und welche Erleichterung, welche fürchtbare, rasende Wonne, wenn sie selbst den Rest ihres Lebens zerstörte!

„Ich rede so wenig Unsinn, mein Lieber, daß ich seit zwölf Jahren die Geliebte Deines Voisgelin bin.“

Delaveau, von der ihm unversehens ins Antlitz geschleuderten Schmach betäubt, verstand nicht gleich.

„Was sagst Du?“

„Ich sage, daß ich seit zwölf Jahren die Geliebte Deines Voisgelin bin. So, nun weißt Du's! Da ohnehin alles aus ist, so sollst Du auch das wissen.“

Mit knirschenden Zähnen, stammelnd, rasend, warf er sich auf sie, faßte sie wieder an den nackten Armen, schüttelte sie mit aller Kraft und schleuderte sie in den Fauteuil zurück. Diese entblößten Schultern, diese entblößte Brust, diese herausfordernde Nacktheit unter den Spitzen, er hätte sie mit Faustschlägen zerschmettern, vernichten mögen, damit dieses Weib ihn nicht länger schmähe und quäle. Der Schleier seiner langjährigen Vertrauensseligkeit, seiner blinden Leichtgläubigkeit zerriß, und er sah, er erriet mit einem Mal alles. Sie hatte ihn nie geliebt, ihr ganzes Leben an seiner Seite war nichts gewesen als List, Heuchelei, Lüge und Verrat. Hinter dieser schönen, vornehmen, entzückenden Frau, der er mit immer neuer heißer Liebe genast war, die er gleich einem Idol angebetet hatte, erschien plötzlich das Raubtier, der brutale Instinkt, die zerstörende Wut. Er sah in ihr mit einem Mal, was ihm so lange verborgen geblieben, die Verderberin, die Vergifterin, die allmählich alles um sich herum zur Fäulnis gebracht hatte, ein graufames, verräterisches Weib, dessen Genuß sich aus dem Blut und den Thränen anderer bereitete.

Und während er noch betäubt wie einer, der einen Schlag auf den Kopf empfangen, keines klaren Gedankens fähig war, fuhr sie fort, ihn zu schmähen:

„Mit Faustschlägen, was, Bestie? Nur zu! Mit Faustschlägen, wie Deine Arbeiter, wenn sie betrunken sind? Nur zu, nur zu!“

In dem schrecklichen Schweigen, das folgte, hörte Deleveau die rhythmischen Schläge des großen Dampfhammers, das Dröhnen der Arbeit, das ihn Tag und Nacht ohne Unterlaß umgab. Es schien ihm von weiter Ferne zu kommen, wie eine wohlbekannte Stimme, deren deutliche Sprache ihm das entsetzliche Erlebnis der letzten Stunde vollends zum klaren Verständnis brachte. Alles, was dieser Hammer an Reichtümern geschmiedet, hatte nicht Fernande es verzehrt mit ihren kleinen, elfenbeinweiß schimmernden Zähnen? Der glühende Gedanke der Gewißheit bohrte sich in sein Hirn, daß sie, sie allein die Verderberin war, die Verschlingerin der Millionen, die Urheberin der Katastrophe, des unvermeidlichen und nahe bevorstehenden Kollapses. Während er übermenschliches leistete, um seine Versprechungen zu halten, achtzehn Stunden täglich arbeitete, alle seine Kraft aufbot, um die alte, zerbröckelnde Welt aufrecht zu erhalten, hatte sie an den Stützen des Gebäudes genagt, hatte ihr verderblicher Einfluß seine Säulen beschleimigt. Sie hatte an seiner Seite gelebt, schön, ruhig und lächelnd, und war doch das Gift und die Zerstörung seines Lebens gewesen, hatte alles unterwühlt, was er schuf, hatte seine Anstrengungen paralytisch, sein ganzes Wert vernichtet. Ja, der Ruin war da gewesen, an seiner Seite, an seinem Tische, in seinem Bette, und er hatte nichts davon gesehen, und sie hatte alles zermalmt mit ihren weichen kleinen Händen, alles zernagt mit ihren kleinen weißen Zähnen. Die Erinnerung tauchte in ihm auf an die Nächte, wo sie von der Suerdache heimgekehrt war, trunken von den Lieblosungen ihres Geliebten, vom Weine und vom Tanze,

von allen üppigen Genüssen der Verschwendung, und ihre Trunkenheit auf den Polstern des Ehebettes ausgegessen hatte, während er, der Ahnungslose, der verblendete Dummkopf an ihrer Seite lag, mit offenen Augen in die Finsternis starrte, sich den Kopf zermarternd, um ein Mittel zu finden, das Wert zu retten, und es nicht gewagt hatte, sie auch nur mit der leisesten Diebstahlsung zu berühren, um ihren Schummer nicht zu stören. Ein wahnsinniges Entsetzen, eine tolle Raserei überkam ihn, und er schrie:

„Du mußt sterben!“

Sie richtete sich in dem Fauteuil auf, stützte die Hände auf die Lehnen, und das Gesicht, die entblößte Brust vorstreckend, mit flammenden Augen unter ihrem schweren schwarzen Haar rief sie ihm zu:

„O, dazu bin ich gern bereit! Ich habe genug von Dir, und von den andern, und mir selbst, und dem Leben! Ehe ich ein Leben des Elends führen soll, lieber will ich sterben!“

Ihn faßte die Raserei immer stärker, und er wiederholte schreiend, brüllend:

„Du mußt sterben! Du mußt sterben!“

Aber er hatte keine Waffe, und suchend lief er im Zimmer umher. Kein Werkzeug, kein Messer, nichts als seine beiden Hände, um sie zu erwürgen. Und er selbst, was sollte er thun? Sollte er weiter leben? Ein Messer hätte für beide genügt. Sie sah seine Verlegenheit, seine sekundenlange Unentschlossenheit und triumphtierte in der Gewißheit, daß er nicht die Kraft finden würde, sie zu töten. Sie lachte höhnisch, verächtlich auf.

„Nun, Du tötest mich nicht? Töte mich doch, wenn Du den Mut hast!“

Plötzlich fiel sein irre suchender Blick auf den kleinen eisernen Ofen, in welchem ein so starkes Feuer brannte, daß der kleine Raum von Gluthitze erfüllt war. Da flammte ein wahnsinniger Gedanke in ihm auf, der ihn alles vergessen ließ, selbst sein Kind, seine angebetete Nise, die oben im zweiten Stock friedlich in ihrem kleinen Zimmer schlief. O, ein Ende machen, sich selbst hinabstürzen in den Abgrund unerträglicher Qual und Raserei, der sich in dieser Stunde zu seinen Füßen geöffnet hatte. Und dieses abscheuliche Weib mitnehmen in den tödlichen Sturz, damit sie auch kein anderer je mehr besitze, sie mit aus dem Leben reißen und selbst nicht länger leben, da sein Dasein fortan hoffnungslos beschmutzt und vernichtet war!

Und immer noch stachelte sie ihn mit ihrem höhnischen Lachen:

„So töte mich doch! Töte mich doch! Du bist zu feige, um mich zu töten!“

Ja, ja, alles verbrennen, alles zerstören, eine Feuersbrunst entzünden, die das Haus und die Fabrik einäscherte, damit die Vernichtung vollständig sei, die dieses Weib und ihr alberner Geliebter gewollt hatten! Einen riesigen Scheiterhaufen in Brand setzen, auf welchem er selbst von den Flammen verzehrt werden sollte, zusammen mit der meineidigen Verräterin, der Vergifterin und Zerstörerin, zusammen mit den Trümmern der alten, stürzenden Gesellschaft, die er aufrecht erhalten zu wollen so thöricht gewesen war!

Mit einem gewaltigen Fußstoß warf er den Ofen um und schleuderte ihn in die Mitte des Zimmers, indem er seinen fürchtbaren Schrei wiederholte:

„Du mußt sterben! Du mußt sterben!“

Die brennenden Kohlen flogen über den Teppich und verwandelten ihn in eine rotglühende Fläche. Einige rollten bis zu den Fenstervorhängen, die sofort aufstammten, während gleichzeitig auch der Teppich zu brennen anfang. Dann entzündeten sich die Möbel, die Wandbekleidungen mit Blüheschnelle. Das ganze, leicht gebaute Haus fing im Augenblick Feuer wie ein Reisigbündel.

Fernande war entsetzt aufgesprungen. Ihre seidene Röcke zusammenraffend, suchte sie den Flammen zu entgehen. Sie eilte auf die Thür zu, die ins Vorderhaus führte, um dieses und dann den Garten zu gewinnen. Aber vor dieser Thür fand sie Delaveau, der ihr mit geballten Fäusten den Weg versperrte. Sie wandte sich der Holzgalerie zu, die das Arbeitszimmer mit der Fabrik verband. Aber für diesen Ausweg war es bereits zu spät. Die Holzgalerie hatte schon Feuer gefangen, ihr enger Raum wirkte wie ein Schlot und

erzeugte einen solchen Luftzug, daß die Flammen sich schon bis in die Bureaus erstreckten. Geblendet, erstickend tannelte sie in die Mitte des Gemaches zurück, ihre Kleider, ihre gelöststen Haare wurden von den Flammen ergriffen, ihre nackten Schultern und Arme bedeckten sich mit Brandwunden. Verzweifelt schrie sie:

„Ich will nicht sterben: Ich will nicht sterben! Laß mich hinaus! Mörder! Mörder!“

Sie warf sich wieder gegen die ins Vorhaus führende Thür und versuchte ihren Mann beiseite zu stoßen, der mit eiserner Unbeweglichkeit davor stand. Er aber wiederholte nur, nicht mehr heftig, sondern kalt und still:

„Ich sage Dir, Du mußt sterben!“

Und als sie ihm, um ihn zum Weichen zu bringen, die Nägel ins Fleisch bohrte, faßte er sie und trug sie in die Mitte des in einen Glutherd verwandelten Zimmers zurück. Hier entspann sich nun ein furchtbarer Kampf. Sie wehrte sich mit von der Todesfurcht verzehnfachter Kraft, suchte instinktiv wie ein verwundetes Tier einen Ausweg durch Thüren und Fenster, und er hielt sie inmitten der Flammen fest, in welchen sie mit ihm sterben sollte, damit ihrer beider verwüstetes Leben zu gleicher Zeit zerstört werde bis auf den letzten Rest. Er bedurfte aller Kraft seiner sehnigen Arme, die Mauern spalteten sich, und noch zehnmal öffneten sich Lustwege, die er ihr verwehrete. Endlich umfaßte er sie und lähmte ihren Widerstand in einer letzten Umarmung — er, der diese Frau angebetet, der sie oft so genommen und umarmt hatte. Und ob sie auch ihre Zähne in seine Wange schlug, er ließ sie nicht, er trug sie mit sich in die Vernichtung hinüber, dasselbe rächende Feuer verwandelte sie beide in Asche. Und die bremenden Balken der Decke stürzten krachend ein.

Nanet, der auf der Erächerie seine Lehre als Elektromechaniker durchmachte, trat diese Nacht aus dem Maschinenhaus heraus und sah in der Gegend der Hölle eine starke Röte am Himmel. Er glaubte zuerst, daß der Schein aus den Cementieröfen stamme. Aber die Röte verstärkte sich, und auf einmal sah er die Ursache: das Haus des Direktors stand in Flammen. Der Gedanke an Rixe durchfuhr ihn wie ein Blitz; er begann aus Leibeskraft zu laufen, traf auf die Mauer, die sie seinerzeit im Spiele überklettert hatten, um zusammenzukommen, übersiegt sie abermals, ohne zu wissen wie, und durchlief den Garten, in welchem noch alles still war. Wirklich brannte das Haus, und das schrecklichste war, daß die Flammen von unten bis oben daran hinaufstiegen, wie an einem Riesenscheiterhaufen, ohne daß sich etwas im Hause rührte. Die Fenster waren geschlossen, die Thür widerstand seinem Drücke und sang obendrein auch schon zu brennen an. Bloß eiskalte Schreie wie in entsetzlicher Todesangst glaubte Nanet herausdringen zu hören. Da wurden die Jalousieläden eines der Fenster im zweiten Stock aufgerissen, und Rixe erschien in dem Rauch, ganz weiß, bloß mit Hemd und Unterrod bekleidet. Sie neigte sich voll Entsetzen heraus und schrie um Hilfe.

„Fürchte Dich nicht, fürchte Dich nicht!“ schrie Nanet. „Ich komme hinaus!“

Er hatte bei einem Schuppen eine lange Leiter erblüht. Aber als er sie nehmen wollte, sah er, daß sie angeleitet war. Eine Minute entsetzlicher Angst folgte. Er ergriff einen großen Stein und schlug mit aller Kraft auf das Vorhängeschloß. Die Flammen brausten im Nachtwind, der ganze erste Stock brannte schon, und manchmal verstärkten sich der Rauch und die Funken, daß Rixe ganz darin verschwand. Er hörte ihre verzweifelten Schreie, und er schlug darauf los und schrie seinerseits:

„Warte, warte! Ich komme!“

(Fortsetzung folgt.)

## „Die Hoffnung auf Segen.“

Die Aufführung von „Hoffnung auf Segen“ durch das Westhaller-Ensemble im Neuen Theater war ein starker Erfolg. Die Schauspieler erwiesen sich ihrer Aufgabe voll gewachsen; trotz der glühenden Julihitze war das Haus von oben bis unten besetzt und willig gab sich das Publikum dem Eindruck der eigenartigen Dichtung hin. Der holländische Dichter, der mit Zug und Recht gegen diese, ohne seine Autorisation veranstaltete Vorstellung protestiert hatte, würde, wenn er ihr hätte beiwohnen können, allen Autoritäten zum Trotz, ein Gefühl der Freude nicht haben unterdrücken können. Jedenfalls wird diese hochsommerliche, in etwas freibühnenartiger Weise

vorgekommene Aufführung den vom Dichter autorisierten Aufführungen des Stücks, die das Deutsche Theater für den Beginn der nächsten Spielsaison angekündigt hat, keinen Abbruch thun.

Heijermans Drama ist aus dem Geist heraus geboren, in dem vor nun 10 bis 12 Jahren der junge Naturalismus das Theater zu revolutionieren unternahm. Fort, hieß es damals, mit allem verlinksteten Scheine, fort mit den tausenden Konventionen, die nur ebenso viele Nachgiebigkeiten gegen die Gedankenlosigkeit und den verzärtelten Geschmack des zahlungsfähigen Theaterpublikums sind! So wie das Leben des Alltags ist, erbarmungslos und furchtbar, so soll das Bild des Künstlers es auf der Bühne festhalten. Das Häßliche und verzweifelt Traurige hat hier dasselbe Recht wie das Gefällige, das Schöne oder das tragisch Erhabene. Die ganze Form des Dramas muß unter dem einen Gesichtspunkte, daß sein Ziel die charakteristische Darstellung eines wirklichen Lebensausschnittes sei, umgestaltet werden. Die zu einer abschließenden Katastrophe aufsteigende Handlung, die nach alter Tradition als Kern der Bühnenwirkung galt, hat zu Gunsten einer breitenmalenden Milieuschilderung zurückzutreten; denn das Leben selbst spitzt nur höchst selten den Verlauf irgend welcher Verhältnisse und Aktionen zu solchen Katastrophen zu. Man denke an Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ und an sein „Friedensfest“, an die „Familie Selke“ von Holz und Schlaf, und an Schloß „Meister Nelze“! Und mit diesen künstlerischen Tendenzen verband sich, hier und da wenigstens, ein warmherziges Mitleid mit dem Leidenden, eine tiefe Empörung wider das berghoch angehäufte sociale Unrecht, eine Sympathie für den Kampf der Ausgebeuteten gegen ihre Bedränger. In dem bahnbrechenden repräsentativen Stücke der Dichtung, in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, jedenfalls klangen auch diese Saiten klar und deutlich an. Seither ist es auf dem Theater wieder merkwürdig still geworden von socialer Not und Kämpfen. Jene primitive Borniertheit, die anfänglich mit lauten Protestrufen dagegen protestierte, wagt sich mit ihren Demonstrationen freilich nicht mehr hervor; an ihre Stelle ist Abspannung und Gleichgültigkeit getreten. „Bartel Turafel“, das nach den „Webern“ beste Arbeiterdrama, welches zudem über die engen Schranken bloßer Milieuschilderung weit hinausreicht, mußte vor ein paar Jahren nach wenigen Aufführungen sang- und klanglos von der Bühne des Lessing-Theaters verschwinden. Es konnte sich gegen die Konkurrenz der nach altbewährtem Rezept zusammengebrauten Blumenthalschen Possenkomödie nicht halten.

Auch Heijermans von echt socialen Geist durchwehtes, naturalistisches Volksdrama wird, trotz des starken Premierenerfolges, im Kampfe mit dieser Plastertheit sich schwer behaupten können.

Zu gute kommt ihm, daß das Stück ein auf unsren Bühnen noch nie geübtes Milieu, das Schiffer- und Fischerleben an der holländischen See küste behandelt und so von vornherein auch durch ein neues stoffliches Interesse wirkt. Der Kunst des Dichters gelangt es, uns diese fremdartige, abgeschiedene Welt in vollbelebiger Anschaulichkeit vorzuführen. Obwohl wie jene Welt nie gesehen, ist der suggestivste Zwang der Darstellung von vornherein so stark, daß wir den Eindruck haben: so und nicht anders ist es, so werden dort die Menschen denken, sprechen und empfinden, so ist ihr Thun und Handeln, so sind die Stimmungen und Konflikte, von denen ihr Leben bewegt wird. Aber wenn der Dichter durch die Echtheit der Züge das Publikum in seinen Bann zwingt, so hat er durch eine allzu weit getriebene, allzu ausführliche Kleinmalerei, die für eine Straßsich aufbauende und steigende Handlung keinen Raum übrig läßt, diesen Gewinn zu einem Teil wieder eingebüßt.

Zu der Tendenz, die Geschlossenheit der Handlung durch das Lose Nebeneinander der Milieuschilderung zu erzeugen, schießt überhaupt der dramatische Naturalismus, wie sich immer deutlicher herausstellt, über das Ziel hinaus. „Handlung“ heißt doch nicht äußerliches, den Personen aufgepropftes Intriguenpiel, sondern aus dem Innern der Charaktere herausgeholt Entwicklung einem bestimmten Ziele zu. Erst dadurch, daß sich die Szenen des Dramas als ebensoviele notwendige, in einander geletzte Stappen eines solchen, kunstvoll und allmächtig vor dem Auge des Zuschauers entrollten Entwicklungsweges gliedern, vermögen sie die echte Spannung, deren die Bühne bedarf, zu erzeugen. Daß die Schwierigkeiten einer solchen Formung moderner Stoffe enorme sind, und daß nur allzu oft einer bloß äußerlichen Scheinhandlung zu Liebe die Lebenswahrheit der Situationen geopfert worden ist, beweist doch nichts gegen die Notwendigkeit des Ziels selbst. Wie dasselbe auch innerhalb der naturalistischen Dichtung erreicht werden kann, hat die wunderbare Gestaltungskraft Ibsens in seinen besten Dramen gezeigt. Bei Heijermans weiß man in der Mitte des Dramas, ja eigentlich schon von Anfang an, daß in der Hoffnung auf Segen, der schwimmenden Totenliste des Reeders Vos, Geert und Varend, die Söhne der armen Fischerswitwe Sniertje, ihren Tod finden werden. Das Schicksal, welches wir langsam wachsen sehen sollten, ist ein gegebenes, festes, fertiges, das durch die beiden letzten Akte zwar eine sehr stimmungsvolle und social ergreifende, aber doch keine solche Beleuchtung erfährt, die den Mangel einer eigentlich dramatischen Spannung ersetzen könnte.

Um so lebensvoller sind die einzelnen Bilder, für sich genommen. Wie der Vorhang aufrollt, sehen wir das Heim der alten Fischerswitwe. Durch die Fenster schaut das gewaltige Meer in die enge Stube, das Meer, das Mann auf Mann im Fischerdorf verschlungen hat und unerfättlich auf neue Opfer lauert.

Da sind ihre Söhne: Varend, der jüngere, ein neunzehnjähriger Bursh, der mit zitternder Angst dem Schicksal, das den Vater und die Brüder getroffen, entgehen will, der „Feigling“, wie sie ihn in der Gasse schelten; da ist Geert, der ältere, ein echtes Schifferblut, stark, wild und trotzig. Auf der Marine haben sie ihn, als er gegen einen Vorgesetzten, der seine Brant zu beleidigen wagte, die Hand erhoben, ins Gefängnis geworfen. Mit Knirrschritten deutet er der Schmach. Nicht umsonst ist er draußen in der Fremde gewesen, sein Proletarierbewußtsein ist erwacht, allerhand neue Ideen, auch die Arbeitermarzellaise, hat er von dort nach Hause gebracht. Den Schiffsherrn Vos, der ihn wie auch den Bruder zur Fahrt angeworben, weist er, als dieser ihn nach Unternehmer-Patriarchenart zur Rede stellen will, kriech und led in seine Schranken. Da ist endlich der alte Knirrtje Nichte, die prächtig gezeichnete lustige Jo, tüchtig, stark und hart, die mit leidenschaftlicher, bewundernder Liebe am Heerd hängt; sowie Cobus und Dronstje, das greise, ausgediente Armenhäusler Paar. — Eine kurze Abschiedsfeier, dann soll der Fischlutter in See stechen. Varend hält sich verborgen, von einem alten Schiffszimmerer hat er gehört, daß die „Hoffnung auf Segen“ morisch und brüchig sei. Furchtbare Todesangst überfällt ihn; nur mit Jagen hat er sich anwerben lassen, aber nun will er fliehen. Die eigne Mutter, die es nicht anders weiß, als daß alle Männer im Ort hinaus müssen, hält ihn mit blutendem Herzen von der Flucht zurück, bis endlich die Hafenpolizei erscheint und den verzweifelt sich Behrenden zum Schiffe abführt. — Der dritte Akt, das ist die Todesangst der Heimgebliebenen. Der Sturm heult und pfeift draußen auf dem Meere und thürmt haus- hohe Wellen. Eine um die andere kommen die Frauen in das Haus der alten Fischerswitwe angeschlichen; sie sitzen zusammen und reden und reden, um die lähmende Furcht zu betäuben. Aber immer wieder fällt das Gespräch auf Tod und Untergang. Jede einzelne hat davon zu erzählen. Der ist der junge Bruder, jener der Mann, jener sind die Söhne draußen auf hoher See ertrunken. Eine einzige, in ihrer Monotonie erschütternde Totenklage! Auch Jo, die den andern immer Mut zugesprochen, bricht endlich zusammen. Tot sieht sie im Geist den Geliebten den Vater des Kindes, das sie erwartet. — Der Schlußakt, der zur schärfsten sozialen Anklage sich aufspitzt, spielt in dem Comptoir des Reeders Vos. Neunzig Tage lang ist keine Nachricht von dem Schiff gekommen; das Zimmer wird nicht leer von Männern und Frauen, die immer wieder mit zitternder Stimme um Auskunft fragen. Endlich kommt Nachricht. Eine Luke des Schiffes und eine Leiche sind irgendwo an den Strand gespült. Der Sturm der Verzweiflung und des Unwillens bricht los: Das Schiff sei morisch gewesen, Vos habe darum gewußt, er hätte darum wissen müssen! Aber mit eherner Stirne hält der Reeder stand. Das Schiff, dessen letzte Seefahrt dies sein sollte, war versichert, es ist vom Inspectanten der Versicherungsgesellschaft untersucht worden. Was will dagegen das Zeugnis eines alten Schiffszimmermanns beweisen? Wie will man auf das bloße Zeugnis dieses Krankenbolts hin ihn, den angesehenen Brotherrn und Ehrenmann, einer Schuld zeihen? Und so, bald frech und trotzig, bald mit der Miene großmütiger Herablassung, wehrt er die Eindringenden ab. Die Hauptsache, das Schiff war gut versichert: 42000 Gulden. Sobald das Zimmer sich geehrt hat, wird telephonisch umgehend der Versicherungsagent herbeordert. Diese Scenen sind um so wirksamer, als der Dichter es mit kluger Einsicht vermeidet, Vos direkt zum Verbrecher zu stempeln, der von vornherein es auf den Untergang des Küsters angelegt hat. Nur — er hat die Dinge gehen lassen, wie sie gingen, und sein Geld ist ihm die Hauptsache. So bleibt auch diese Figur im Rahmen des Typischen. Und um so furchtbarer ist der Eindrud.

Wir hoffen, noch oft dem unerschrockenen, warmherzigen und ehelichen Autor auf der deutschen Bühne zu begegnen. — c. s.

### Kleines Feuilleton.

— Morgenländische Straßenrufe. Der „Köln. Ztg.“ wird geschrieben: In den unteren und mittleren Klassen Kairos liegen die häuslichen Einkäufe nicht wie bei uns der Hausfrau oder den Diensthöfen, sondern dem Familienvater ob. Da nun in diesen Schichten der Mann den ganzen Tag in Werkstatt oder Laden zu thun hat, so kann er nur einkaufen, wenn er nicht danach herumzulaufen braucht, d. h. wenn der Verkäufer zu ihm kommt. Auf der Straße wird daher so ziemlich alles verkauft. Möbel sowohl wie Kinderspielzeug, persische Teppiche und baumwollene Taschentücher, lebendes Schlachtvieh so gut wie geröstete Fleischstücke, prachtvolle Früchte und etliches Meergewürz, Süßigkeiten aller Art und zahllose, mehr oder minder wohlschmeckende Getränke. Die Feilbieler aller dieser Herrlichkeiten schreiben die Vorzüge ihrer Ware in alle vier Windrichtungen hinaus. Das bei uns übliche einfache Ausrufen genügt nicht: der Kairiner Straßenhändler psalmodiert eine Art von wehmütigem Gesang, der durch unartiges Vorkommen für jede Ware nach Tonfall und Wortlaut feststeht. Oft wird der Verkaufsgegenstand dabei nicht einmal genannt. So taucht in den Eingeborenen-Quartieren regelmäßig kurz nach Mittag eine Masse von Verkäufern auf, die eine große runde Holzplatte auf dem Kopfe tragen; von der Schulter hängt ihnen ein hohles, trommelartiges Gefäß aus Palmrippen. Von Zeit zu Zeit schreien sie: „Auf Gott (vertraut), Gâbir, o Herr Gâbir!“ Dieser Herr Gâbir ist ein toter Heiliger,

der bei Alexandrien bestattet liegt. Was er mit den geschnittenen Schafsköpfen zu thun hat, die von diesen Leuten verkauft werden, ist nicht recht ersichtlich, aber wer den herkömmlichen Schrei hört, weiß sofort, was feilgeboten wird. Es ist die Leibspeise der Gekeltreiber und Lastträger, denn sie ist unglaublich billig und gleich zum Essen fertig. Der Gâbir-Mann setzt bloß seine Platte auf das Gefäß und hacht von den noch warmen Hammelhäuptern für soundsoviel Para ab; als Keller dient ein dünner Brotladen. Das Gericht wäre vielleicht nicht so übel, wenn nur nicht das die Platte umhüllende Staubtuch so schrecklich unsauber wäre. Eingeborene, die auf sich halten, rühren daher diese wegwerfend als bidh'ah, d. h. Ware schlechthin, bezeichnete Speise nicht an. Für solche ist der Rogenhändler da. Der ruft: „Der Rogen, der vorzügliche, der getrocknete, der frische!“ Er verkauft kleine, braunrote Stangen: die eingezogenen und getrockneten Eierstöcke eines barschhähnlichen Fisches, also eine Art Caviar, und er bedeckt seine teure Ware nicht mit einem schmutzigen Lappen, sondern wickelt jedes Stück sauberlich in ein Kohlblatt ein, genau wie die Fleischer in Tausend und einer Nacht, die auch noch kein Wurstpapier kennen.

Fast jede Tagesstunde steht im Zeichen eines bestimmten Eswarenhandlers, weil in den meisten Haushaltungen nur zum Abend gekocht wird und man also für die übrigen Mahlzeiten auf das angewiesen ist, was die Straße bietet. Am frühesten auf den Weinen ist der Milchmann, der seine Kuh mit ihrem Kalb schon vor Sonnenaufgang durch die Straßen treibt. Statt des Kalbes, das in der Regel alzu jung aus Meiser muß, schleppt er oft einen unförmigen Popanz mit sich herum: das ausgestopfte Fell des schuße geopfertem Tierchens. Beim Melken wird die Kuh wiederholt auf das Schredgebilde ohne Kopf und Glieder aufmerksam gemacht, sie soll dann, in dem Wahn, ihr Junges lebe noch, mehr Milch geben. Auch sonst ist der Milchmann ein geliebter Geselle. Bringt er es doch fertig, einem und demselben Tier drei verschiedene Sorten Milch zu entlocken, deren Preis natürlich ebenfalls verschieden ist und davon abhängt, ob der Käufer sich mit der ihm aus einer Kanne zugemessenen Flüssigkeit begnügt oder ob er verlangt, daß in seinem Beisein eingemolken werde, wenn auch in das dem Milchmann gehörende Maß, oder schließlich, ob er das Mißtrauen soweit treibt, selbst melken und selbst messen zu wollen. Wer jebiel Erfindungsgabe besitzt, wird sich auch mit dem anstrengenden Ausrufen nicht quälen: allerlei kleine Mißhandlungen bringen die Kuh hin und wieder zum Brüllen, und das thut dieselben Dienste. Etwas später als der Milchmann erscheint der Fatâri; er liefert den besseren Eingeborenen den ersten Morgenimbiß. Fatir, wovon Fatâri abgeleitet ist, bedeutet ursprünglich jede Speise, mit der man das Fasten unterbricht, also breakfast déjeuner, hat jedoch seinen Begriff verengt und bezeichnet heute einen feinen, papierdünn ausgewalzten Blätterteig, der mit gehacktem Fleisch, Zwiebeln und Gewürz gefüllt, sodann wie ein Briefumschlag gefaltet und zuletzt in Butter gebacken wird. Es schmeckt vorzüglich, wirkt aber auf europäisch geschulte Verdauungsorgane nicht viel anders, als ob man eine Flintenkugel in die Magenregion erhitte.

Belohnlicher ist, was das Heer der Frucht Händler auf Karren und in Körben zu jeder Tages- und Jahreszeit durch die Straßen schleppt. Wir sind im Orient, daher muß natürlich jede Frucht gerade aus der Gegend stammen, wo sie am besten gedeiht. Äpfel sind immer aus Masakat, Trauben aus Smyrna, Feigen aus dem Haimn, selbst wenn sie ein paar Stunden früher noch in irgend einem Garten bei Kairo gepflanzt haben sollten. Eine weitere Eigentümlichkeit beim Ausrufen besteht darin, die angepriesene Frucht mit einer andern zu vergleichen: „Tomaten, o Granatäpfel!“ ruft ein Verkäufer, um damit auf die außerordentliche Rote der letztern hinzuweisen. Wer den Ruf zum erstenmal hört, glaubt selbstverständlich, es werde beides angeboten. Der beliebteste Vergleich ist der mit Honig: „O süßer als weißer Honig, ihr großen, roten Apfelsinen!“ ist der herkömmliche Schrei, mit dem der Apfelsinenhändler seine Ware gleichsam anredet. Grade für die bescheidensten Früchte sind die pompösesten Vergleiche im Gebrauch; die Tirmisbohne, ein fadcs Zeug ohne jeden Geschmack, wird ausgerufen: „O, wie süß, das kleine Söhnlein des Flusses!“ Sollte jemand so unvorsichtig sein, sich für einen Para — um Himmels willen nicht mehr — von dem „kleinen Söhnlein“ zu leisten, so wird er unsehbar die ganze Herrlichkeit wegwerfen oder sie dem ersten wirklichen Söhnlein schenken, das ihm begegnet.

Alle die bisher geschilderten Typen treten geräuschvoll auf, aber im Vergleich zu dem Höllenlärm, den die Getränkehändler vollführen, sind ihre Leistungen eine elende Spielerei. Die Krone freilich gebührt dem Verkäufer von Sâhholzwasser. Er bereitet aus der Sâhholzwurzel durch Anslangen einen angenehmen bitterlichen Trank, an Farbe und Geschmack unserem Lakritzwasser ähnlich. Etwa 20 Liter davon thut er morgens beim Aufbruch in einen mächtigen Fontenug, den er sich an einem Riemen über die Schulter hängt. Um die Lenden gürtet er einen breiten, roten Schurz mit gelber Borte, und an der Stelle, wo der schwere, nasse Krug die Hüfte berühren würde, trägt er ein schützendes Lederpolster. Den Rücken ziert ein Metallgestell mit ein paar Gläsern. In der Linken führt er ein langschneidiges Wasserlämchen zum Ausspülen, in der Rechten seine Angriffs-Waffe: zwei flache Messingbeden, mit denen er taktmäßig so nachdrücklich klappert, daß man es eine Viertelstunde weit hört. Dazu schreit er unausgesetzt und mit einer Stimme, die wie die Dampf sirene ganz unvermittelt von den höchsten zu den

tiefsten Tonlagen überspringt: „Ein wenig Süßes und Kaltes, o Durstiger, Trank und Gesundheit, ganz und gar Eis, paß auf deine Zähne! Der Schluß klingt mehr wie eine Warnung, soll aber gerade eine besonders eindringliche Empfehlung sein. —

— **Steigt das Adriatische Meer oder sinkt die Adriatische Küste?** Auf diese Frage bezieht sich der Inhalt einer Broschüre, die Dr. v. Bizzarro in Görz veröffentlicht hat. Der Verfasser geht von einer Reihe von Thatfachen aus, die beweisen, daß seit mehr als einem Jahrtausend der Spiegel des Adriatischen Meeres im Vergleich zur Küste sich wesentlich gehoben hat. So befindet sich der steinerne Steg, der einst längs der Hinterseite des Dogen-Palastes in Venedig den Gondelführern den Zugang zu ihren Barken gestattete, gegenwärtig unter Wasser; einige Inseln in der venezianischen Lagune sind ganz verschwunden, ebenso ein Teil von Grado; die unter Maria Theresia erbauten Kanäle zur Trockenlegung der Sümpfe von Aquileja liegen heute zu tief, um ihren Zweck zu erfüllen; bei Hochflut stehen die Hauptplätze in Venedig und Triest regelmäßig unter Wasser; der alte Rosalboden im Dome von Ravenna liegt unter der Flutlinie; an dem alten im Jahre 1845 beseitigten Molo in Pola sah man die Bronzeringe zum Anbinden der Schiffe unter dem Wasserspiegel. Ähnliche Zeichen des alten Meeresspiegels findet man rings auf der adriatischen Küste an vielen Orten. Eustachio Manfredi berechnet die Hebung des Wasserpiegels im Verhältnis zur Küste mit 10 Centimetern im Jahrhundert, und Professor Angelo Bendini hat festgestellt, daß die erwähnte Veränderung in der Zeit von 1792 bis 1796 beläufig zwei Zoll betrug. Steigt das Meer oder fällt die Küste? Alexander v. Humboldt und in neuer Zeit Anton Morlot in Lausanne nehmen an, daß die Küste an der Adria sinke. Gegen dieses „gedankenlose Axiom“ zieht Bizzarro scharf ins Feld. Er ist der Ansicht, daß das Meer steigt. Das Hauptargument des Verfassers ist folgendes: Rings an der Adriatischen Küste stehen antike Gebäude, deren Seehöhe bei ihrer Errichtung augenscheinlich eine andre war als heute, aber kein einziges hat seine horizontale Lage verloren. Also kann die Küste nicht gesunken sein. Mag nun aber das Wasser schwellen oder die Erde schwinden, die Wirkung auf die Küstenstädte ist die gleiche: Venedig versinkt allmählich im Schlamm seiner Lagune, und auch Triest wird, wie der Autor bemerkt, schon in seiner Unterstadt, wo die Kanalisierung Schwierigkeiten bereitet, vom Meere bedrängt. —

**Archäologisches.**

— Die Felsen des Sinai sind mit Tausenden von Inschriften bedeckt, die man, nachdem der byzantinische Reisende Cosmas Indicopleustes (der Indienfahrer) in der Mitte des 6. Jahrhunderts sie als solche angesehen hatte, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts als von den Israeliten des Exodus herrührend ansah. Jetzt hat man die Inschriften längst als nabatäische erkannt und man liest sie leicht. Es findet sich unter den im allgemeinen banalen Inschriften eine aus dem Jahre 85 der Zeitrechnung von Bosira = 189 nach Christus, die bis jetzt so gelesen wurde, als sei darin von einer Verwüstung des Landes durch die Araber die Rede. Nach einer neuen Erklärung durch den berühmten französischen Orientalisten Clermont-Ganneau, die wir den gerade erschienenen „Compte-Rendus“ der Académie des Inscriptions et belles-lettres entnehmen, ist in der Inschrift die Rede von dem „Jahr, in welchem die Armen des Landes das Recht haben, die Datteln zu ernten“. Wir finden also gegen Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts bei den semitischen Nabatäern eine der Institution des jüdischen Sabbatjahres durchaus analoge Institution, denn dieses schrieb vor, den Armen den Ertrag jedes siebenten Jahres zu überlassen. Die Ausdrücke der nabatäischen Inschriften gleichen durchaus denen, welche die Bibel gebraucht. Damit sind auch die tausende über den Sinai verbreiteten andern Inschriften erklärt, die zum größten Teil nur aus Eigennamen bestehen: die Namen sollen das Eigentumsrecht an den Palmenpflanzungen und den zur Weide geeigneten Terrains des Sinai bezeichnen, das sich periodisch durch das Recht der Armen auf das Erträgnis eines Jahres aufgehoben fand. Eine ähnliche Deutung wie die nabatäischen Inschriften verlangen auch diejenigen des syrischen Esah. Dies ist übrigens ganz natürlich, da der ursprünglich nomadisch-arabische Stamm der Nabatäer auch einmal den Hanfan bewohnt hatte, zu dessen Gebiet Esah gehört resp. daran angrenzt. — (Zelt. Ztg.)

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Die frühere Verteilung von Laub- und Nadelwald im Thüringer Walde bespricht Luise Gerbing (Archiv für Landes- u. Volkskunde d. Prov. Sachsen, 10. Jahrg., 1900) und giebt daselbst ein Bild der allmählichen Umbildung des Forstbestandes auch im einzelnen auf Grund von archivalischen und andern zuverlässigen Quellen. Aus allem geht die Zunahme des Nadelholzes hervor, überall läßt sich mit dem Fortschreiten der Forstwissenschaft die Umwandlung des Planterbetriebes, des Mittel- und Niedervaldes zum Hochwalde verfolgen; mit dem Einsetzen des Erkennens des großen praktischen Nutzens der Fichte ist die Ueberhandnahme des Nadelholzes unabwendbar. Unzweifelhaft werden sämtliche lichtgütigen Laubwälder in zwar kräftig duftende, aber blumenarme und düster-ernste Fichtenbestände mit der Zeit verwandelt. Noch im

16. Jahrhundert trugen der Ruhlauer und der Wintersteiner Forst bis zur Emse völlig gemischten Laubholzwald, und als einziger Bestand an Nadelholz wird für den Thüringerwald im Jahre 1557: „Kieferholz mit Laubholz“ am Schloßberg, d. h. wohl der Wartburg, genannt. Ueber den von dem heutigen düster-ernsten Waldbilde ganz verschiedenen Bestand des Urwaldes erhalten wir beispielsweise durch Moorfunde Aufklärung. So wurden in den fünfziger Jahren in den ausgedehnten Mooren an 20 Fuß tiefe Gräben gezogen, um die Abbaufähigkeit des Torfes zu prüfen, aber fortwährend stieß man noch auf Strünke von Laubhölzern, darunter namentlich von Haselnüssen und Eichen. Als Bestätigung für die Laubbewaldung dienen auch eine große Zahl von Ortsnamen, die auf Linden- und Buchenbestände hinweisen. Die Eiben waren gar nicht so selten, und das Dorf Ibenhain wird stets die Kunde an das aussterbende Geschlecht wach erhalten. Neben der Beschädigung durch das Vieh brachte das stete Abnehmen von Zweigen zum Gräberschmutz wohl viele Individuen zum Eingehen. — („Globus“.)

**Humoristisches.**

— **Vorbildung.** „Sagen Sie, Herr Senator, habe da Kameraden — Abschied bekommen — vielleicht besserer Posten in Ihrer Rheederei frei?“  
„Ja, mein Lieber, so ganz einfach ist das doch nicht, da gehört...“  
„Pardon, Kamerad würde sich brillant machen, hat sich von Jugend auf kolossal für den Wassersport interessiert.“ —  
— **Nach der Probe.** „Wahrlich, Sie sind die großartigste Maria Stuart, die Deutschland seit unendlichen Zeiten hervorgebracht hat. Wenn ich Sie, hochverehrte Frau, nur um etwas ersuchen darf: bohren Sie nicht in einem fort in der Nase!“ — („Simpl.“)

**Notizen.**

— Lessings Werke mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holtzof erscheinen demnächst als neuer Band der in Suitgart erscheinenden einbändigen klassiker-Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt. Preis 3 M. —  
— Eine Biographie des Bakteriologen Pasteur wird im Herbst unter dem Titel „Pasteurs Leben“, zwei Bände stark, erscheinen. —  
— Ueber „Goethes Universitätsjahre“ spricht Prof. Rich. M. Meyer am Mittwoch in der „Berliner Freien Studentenschaft“ (Krebs Hotel, Niederwallstr. 11). —  
— August Strindberg hat ein neues Drama „Karl XII.“ vollendet. —  
— Generalintendant v. Perfall hat seine Demission als Direktor der Akademie der Tonkunst in München eingereicht. —  
— Die größten stehenden Dampfmaschinen der Welt werden demnächst in dem Kraftwerk der Manhattan-Eisenbahngesellschaft der Stadt New York aufgestellt werden. Es sind acht Gruppen von Dampfmaschinen zu je 8000 Pferdestärken. Jede der Maschinengruppen wird direkt verbunden werden mit einem Elektrizitäts-Erzeuger von 5000 Kilowatt. Jede Gruppe besteht für sich aus einem Paar Verbundmaschinen, die auf demselben Schaft arbeiten, indem die Hochdruckzylinder horizontal, die Niederdruckzylinder vertikal liegen, erstere messen 44, letztere 88 Zoll im Durchmesser, bei einer Hubhöhe von 5 Fuß. Die Geschwindigkeit wird 75 Umdrehungen in der Minute betragen. —  
— Die Versorgung Amerikas mit Ananas. Einen großartigen Aufschwung hat während der letzten Jahre die Ananaskultur in Florida genommen, und aller Voraussicht nach ist die Zeit nicht fern, da dieser Staat die immer größer werdende Nachfrage nach dieser Südfrucht im ganzen Gebiet der Union zu decken im Stande sein wird. Noch im Jahre 1875 wurden, wie der „Globus“ berichtet, nach den Anweisen des New Yorker Zollamts dort nicht weniger als 5 785 550 Stück Ananas eingeführt, von denen die meisten von den Bahama- und westindischen Inseln kamen, aber im Jahre 1882 war die Einfuhr bereits auf 2 533 320 Stück zurückgegangen und jetzt liefern die kleinen Inseln Floridas, die sogenannten Keys, einen sehr großen, wenn nicht den größten Teil der in den Vereinigten Staaten verbrauchten Ananas. Auch auf dem Festlande des genannten Staates gewinnt die Anpflanzung dieser Frucht immer größere Ausdehnung. Dagegen ist der Ertrag auf den Bahamas in Abnahme begriffen, was der Erschöpfung des Bodens zuzuschreiben ist. Auf Cuba sind die Zuckerpflanzen jetzt eben daran, ihre Rohrzucker-Plantagen, die sich schlecht bezahlten, in Ananasfelder umzuwandeln. —  
— Der älteste Mensch war, nach einem Vortrage „Die Lebensdauer des Menschen“, den unlängst Prof. Gerhardt in Berlin hielt, ein Engländer, der von 1501—1670 lebte, also die respektable Reihe von 169 Jahren erreichte. Bei einer Gerichtsverhandlung erwiderte er mit einigen Söhnen, von denen jeder ebenfalls schon weit über 100 Jahrelein trug. —